

verlag die brotsuppe

Laurence Boissier

GESCHICHTE EINER ERHEBUNG

Roman

übersetzt von Hilde Fieguth



Laurence Boissier
GESCHICHTE EINER ERHEBUNG

verlag die brotsuppe



Laurence Boissier

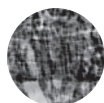
GESCHICHTE EINER ERHEBUNG

Roman

übersetzt aus dem Französischen
von Hilde Fieguth

verlag die brotsuppe

15. Juli



DER BERGFÜHRER HAT SICH MIT UNS im Morgengrauen in einem Dorf verabredet, wo es ein einziges Wirtshaus gibt, und das ist wegen Umbau geschlossen. Er inspiziert unsere Ausrüstung. Nach den Anweisungen des Reisebüros musste unser Rucksack breite Riemen haben, einen anatomischen Rücken und weniger als zehn Kilo wiegen. Wir tragen Micro-Fleece-Jacken, hohe Wanderstiefel und eine schnell trocknende, atmungsaktive Hose. Solche Hosen gibt es in den schmutzabweisenden Farben Braun und Grau. Meine ist grau und hat einen Reißverschluss in der Mitte der Oberschenkel. Wir stellen uns vor. Außer dem Paar in gelben Parkas kennt sich niemand. Hugh, der Bergführer, ist der Älteste. Bernard und Martin, zwei Männer in den Sechzigern. Ein Dritter, Thierry, und das Paar in den gelben Parkas scheinen jünger zu sein. Schließlich Magali, die wohl die Dreißig überschritten, die Vierzig aber noch nicht erreicht hat. Am Wochenanfang waren riesige wechselnde Luftmassen über die Alpen gefegt, so dass wir nicht wussten, ob unsere Wanderung stattfinden würde. Das Wetter soll wechselhaft werden. Die Wolkendecke soll sich auflösen. Wir lassen den Asphalt hinter uns, und damit nach und nach die Scheunen, Mäuerchen, Tränken

und Zäune. Der Bergführer schlägt von Anfang an ein zügiges Tempo ein. Fetzen einer Unterhaltung schnappe ich manchmal auf. Erste Feststellung: Die schaffen es, Schritt zu halten und gleichzeitig zu reden.

Als kleines Mädchen stellten mich meine Eltern jeden Winter auf Skier. Obwohl ich nicht begabt war, hinterfragte ich diese Tradition auch als Erwachsene nicht. Mein Mann auch nicht. Sobald unsere Kinder das Alter zum Skifahren erreicht hatten, verbrachten wir die Weihnachtsferien selbstverständlich an einem Wintersportort. Jetzt sind sie Teenager und wollen nicht mehr in die Schweizer Skischule. Sie haben keine Lust mehr, aber wir geben nicht auf. Mein Mann hat die Steigfelle entdeckt. Ich habe überhaupt nichts entdeckt. In den Bergen entspricht mein Status dem eines Haustiers. Man nimmt mich mit hinauf, um mich nicht allein zu Hause zu lassen. Ich habe es mit Schneeschuhwandern versucht. Zu schnell geht mir die Luft aus, die Nase läuft, und ich warte nur noch auf den nächsten Glühwein.

Brauner Teppichboden, kaffeebraune Kacheln, schmiedeeiserne Lampen – in den meisten unserer Ferienwohnungen war alles hässlich, außer dem eingeschalteten Bildschirm des Fernsehers. Diesen Aspekt der Alpen kenne ich gut. Aber von den wirklichen Alpen, dieser unglaublichen Karambolage der Massen vor unserer Haustür, kenne ich nichts. Diese Weihnachten sind

die Kinder kaum Ski gefahren. So waren viele Punkte ihrer Abonnements übrig, deren Ablaufdatum sich näherte. Wir mussten also auch in den Februarferien wieder in die Berge. Auf der Suche nach einer Unterkunft surfen wir gerade im Internet, als sich plötzlich mein Mann zu mir umdrehte und sagte: »Weißt Du, also wenn Du keine Lust hast mitzukommen, dann kannst Du doch genauso gut zu Hause bleiben.« Mit wenigen Worten sah ich mich vom Status eines Haustiers in den einer Zimmerpflanze zurückgestuft. Aber darauf habe ich reagiert. In einer plötzlichen Anwendung schrieb ich mich für diese neuntägige Wanderung ein. Ich hatte vor, mir bis zum Tag der Abreise Zeit zum Trainieren zu nehmen. Ich nahm sie mir nicht.

Wir sind nun am Fuß eines Bergmassivs, zwei Gipfel, durchfurcht von tiefen Einkerbungen, in die eine graue Vegetation hineinhängt.

»Da oben, auf dem Pass, trinken wir dann Kaffee«, sagt unser Bergführer.

»Aha!«

Mir ist bewusst, dass er es ernst meint.

»Den Kaffee an welchem Tag?«

»Na, den Kaffee heute Vormittag.«

Meine Kameraden sind pure Vorfreude. Einer begeistert sich für die alpine Flora. Er erklärt uns den Unterschied zwischen Tanne und Fichte. Wenn die Zapfen hängen, sind es Fichten. Wenn die Zapfen ste-

hen, sind es Tannen. Wildbäche haben zwischen den Stämmen tiefe Waldpfade ausgeschliffen. Wir rutschen auf einer Paste aus schwarzen Samen, Humus und Wasser dahin. Ich lasse mich überholen und befinde mich schließlich am Ende der Reihe. Mit weit offenem Mund zwänge ich so viel Luft wie nur möglich in meine Lungen.

»Versuch doch, einen weniger anarchischen Rhythmus einzuhalten«, sagt Bernard. »Hast du dir die Höhenmeter der Wanderung angeschaut?«

Da haben wir das bei Abenteuergefährten so beliebte Duzen.

»Ja. Obwohl, vor allem die Dauer des Marsches.«

»Die täglichen Höhenmeter werden immer angegeben. Am Anfang wird es schwierig sein, aber dann gewöhnst du dich daran.«

Im Vergleich zu seiner Schulterbreite wirkt sein Rucksack winzig.

»Ein Schritt nach dem anderen. Durch die Nase einatmen, durch den Mund ausatmen. Besser langsamer und in deinem Rhythmus weitergehen als alle naselang stehen bleiben.«

Der Mann ist eine Fundgrube der Weisheit. Ich spüre, dass er damit nicht geizen wird. Auch mein Vater, der die Berge liebte, hatte mir geraten, beim Steigen niemals anzuhalten. Ohne dies genauer zu verstehen, dachte ich, wenn ich anhielte, würde sich der Fels unter mir mit dumpfem Krach auf tun und mich mit

einem Ruck verschlingen. Ich höre den regelmäßigen Atem Bernards vor mir. Zwei Sekunden einatmen, vier ausatmen. Er muss gute zehn Jahre älter sein als ich. Beim Wandern spielt das Alter keine so große Rolle, wichtig ist die Kondition. Wie viele Stunden haben wir noch? Wenn ich im Durchschnitt acht pro Tag rechne, komme ich insgesamt auf zweiundsiebzig. Ich ziehe die gerade vergangene davon ab. Mein Kopf dröhnt.

»Wie heißt du schon wieder?«

»Laurence. Mir ist schlecht und meine Nase läuft.«

»Mach es wie ich. Versuch, mehr Luft zu kriegen.«

»Ja. Nur ist mein Brustkorb nicht dehnbar. Rechts und links zum Beispiel sind Rippen, und die sind ziemlich unnachgiebig.«

Dieser lange Satz hat mich viel Luft gekostet und kaum etwas gebracht. Bernard gibt es auf, mit mir am Schluss zu bleiben. Mein Rucksack füllt sich mit Blei. Ich hänge an meinen Stöcken. Es grenzt an Ironie, dass Füße und Hände von der Hitze schmerzen, wo doch meine schlimmsten Erinnerungen an das Skifahren die eiskalten Extremitäten sind. Bei jedem Schritt kämpfe ich gegen die Versuchung an umzukehren. Generationen von einheimischen Trägern und Touristen haben den bestmöglichen Weg hervorgebracht, aber er bleibt unwahrscheinlich steil. Mir scheint sogar, er wird unter meinen Füßen immer höher, und die zweite Marschstunde nimmt einfach kein Ende. Meine Kameraden sind bereits auf dem Pass und haben sich mit Blick

auf die Aussicht in einer Reihe aufgestellt. Niemand achtet mehr auf mich, ich hole die letzten zehn Meter auf, die mich von der Gruppe trennen, wie ein gerade dem Grab entstiegener, verrenkter Zombie. Vor ihren Füßen breche ich zusammen.

Der Bergführer bringt Wasser auf einem Gasrechaud zum Kochen. Man reicht mir einen Becher und eine Dose mit Pulverkaffee.

»Das ist euer persönlicher Becher für die ganze Wanderung. Bindet ihn an euren Rucksack. Ich habe dicht am Rand ein Loch gebohrt. Versucht, irgendetwas durchzuziehen. Einen Schuhbändel, einen Lederriemen, eine Kordel. Verliert ihn nicht.«

Ehe er uns endlich eine Pause zugestand, wollte er uns ein Panorama bieten, es breitet sich vor uns aus. Mein an die Geometrie unserer Städte und Dörfer gewöhnter Blick versucht, einfache Formen wahrzunehmen. Aber dieses ganze Felsbrockendurcheinander hat kein auch nur einigermaßen gleichschenkliges Dreieck übriggelassen, keine Serie, keine gerade Linie, nichts wirklich Hübsches. Es ist genau wie das visuelle Durcheinander, das meine Kinder oft im Sandkasten in einem öffentlichen Park hinterließen. Ihr Mangel an Aufmerksamkeit für die Komposition machte mich verrückt. Ich packte ihre Schaufel, um schnell das Chaos einzuebnen, um ihrem Gekratze etwas wie Logik zu verleihen. Sie standen da und warteten auf mich, ohne zu verstehen, warum ich zum Aufbruch geblasen hatte.

Hier aber muss ich mir eingestehen, dass ich angesichts des steinernen Wirrwarrs vor mir machtlos bin.

Wann habe ich zuletzt Instantkaffee getrunken? Auf der Ägyptenreise? In den Jugendherbergen? Im Erste-Hilfe-Kurs? Mit ausgestrecktem Arm beschreibt der Bergführer einen Halbkreis, der die ganze Weite der Landschaft umfasst. Ich erwarte die Namensliste der Gipfel. Ich täusche mich. Er sagt uns nur, dass die Alpen nicht zufällig hier sind. Wenn wir sie durchstreifen, ohne das Gefühl für den Sockel zu erleben, werden wir für immer entwurzelt bleiben.

»Das Gefühl für den Sockel erleben?«

»Wissen, woher sie kommen, die Alpen. Wissen, woher man kommt.«

Natürlich wissen wir, woher sie kommen. Wir sind in die Schule gegangen, wir haben ferngesehen, Radio gehört, wir haben *Geo* gelesen. Wir wissen, dass an ihrer Stelle ein Meer war, dass da Dinosaurier ihre Spuren hinterlassen haben und dass zu einer gewissen Zeit die Gletscher bis in die Ebene reichten. Ich fasse mein Wissen zusammen:

»Hier war früher einmal ein Meer. Mit Dinosauriern am Strand.«

»Wann ist ›früher einmal‹?«, fragt er mich.

Da er sieht, dass ich keine Ahnung habe, bückt er sich und hebt einen Kieselstein auf.

»Siehst du diesen Stein?«

»Ja.«

Es handelt sich um einen grauen Stein, dessen Form sich jeder geometrischen Beschreibung entzieht.

»Ich werde euch erzählen, wie er hierhergekommen ist.«

Etwas dumm schauen wir ihn an.

»Aber nicht heute. Am ersten Tag akklimatisiert man sich. Los, weiter. Noch etwas mehr als zwei Stündchen Aufstieg vor der Mittagspause.«

»Wieviel?«

Das muss ich falsch verstanden haben.

»Zwei.«

»Zwei Stunden?«

»Zwei Stunden.«

»Aufstieg?«

Extreme Situation, extreme Maßnahme. Ich wähle in einer der Seitentaschen, da, wo ich die Guarana-Shots aufbewahrt habe, die man mir in der Apotheke empfohlen hat. Ich schlucke einen hinunter, dann setze ich den Rucksack wieder auf.

Einmal in einem Winter hatten wir uns in Leysin einquartiert. Ich begleitete meine Kinder bis zum Pendelbus, der sie zu den Sesselliften brachte, und ging dann in einen Tea-Room. Im Schaukasten der Schweizer Skischule hingen auf einem Plakat im Weltformat die Passfotos der dortigen Skilehrer und Skilehrerinnen. Eines Morgens ging ich in einer plötzlichen Anwandlung hinein und bestellte zwei Stunden mit Paul. Seit mindes-